Zeitschrift: Pionier: Organ der schweizerischen permanenten Schulausstellung in Bern

Herausgeber: Schweizerische Permanente Schulausstellung (Bern)

Band: 26 (1905)

Heft: 6-9

Artikel: Pater Gregor Girard : sein Lebensbild als Festgabe zur Girardfeier den 18. Juli 1905 in Freiburg [Teil 1]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-262848

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PIONIER

Organ

der schweiz. permanenten Schulausstellung in Bern.

XXVI. Jahrgang. **№ 6—9.** 30. September 1905

Preis pro Jahr: Fr. 1. 50 (franko). — **Anzeigen:** per Zeile 15 Centimes.

Inhalt: Pater Gregor Girard. — Literatur. — Neue Zusendungen pro 1904. — Anzeige.

Pater Gregor Girard.

Sein Lebensbild als Festgabe zur Girardfeier den 18. Juli 1905 in Freiburg.

Von der schweiz. permanenten Schulausstellung in Bern.

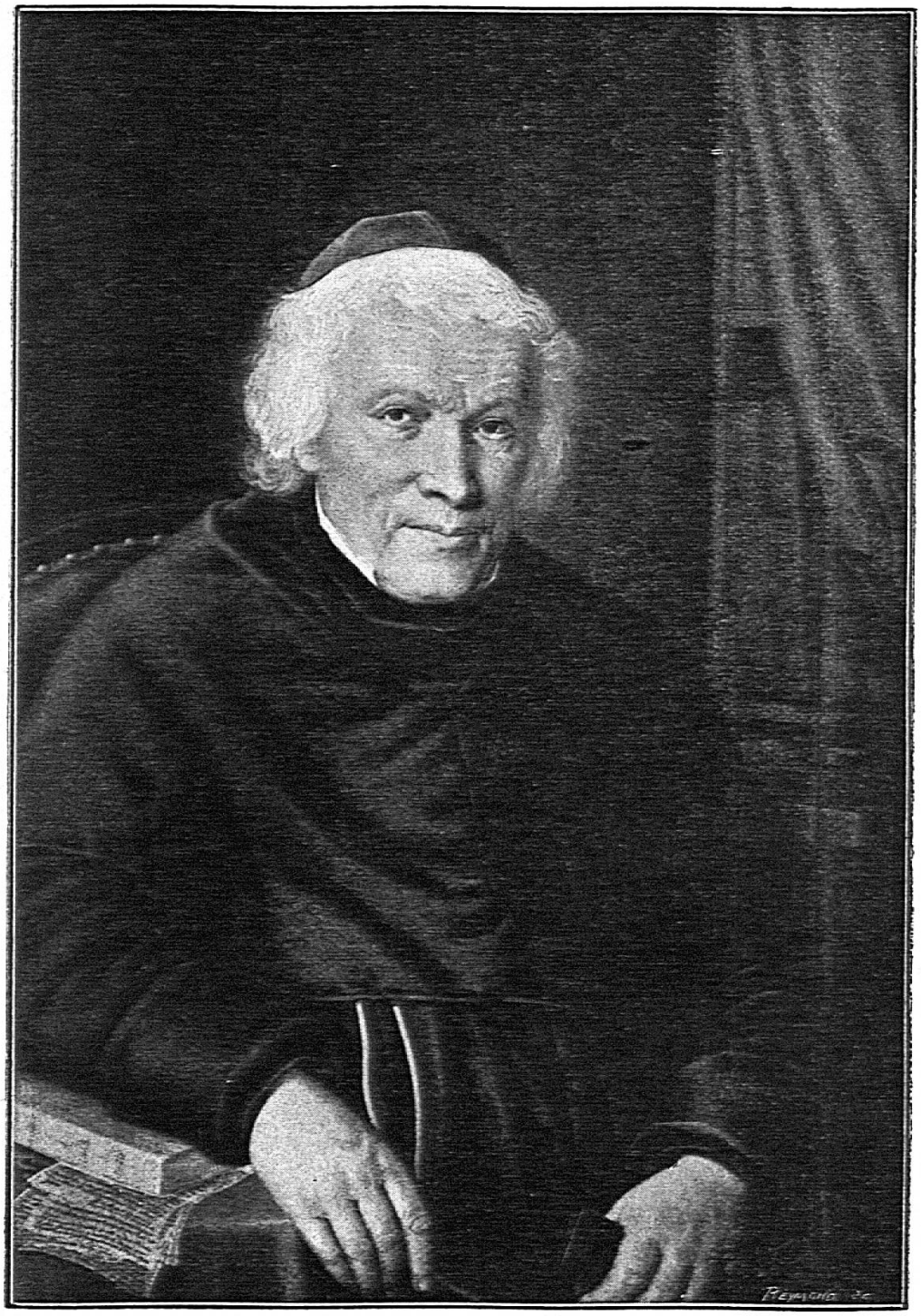
Der Franziskaner Gregor Girard von Freiburg gehörte zu den vortrefflichen Männern, die beim Untergang der alten Eidgenossenschaft die Hoffnung auf unser Vaterland nicht verloren, sondern mutig an dessen Wiederherstellung gearbeitet haben. Girard hat das erste Programm zur Neugestaltung des schweizerischen Schulwesens ausgearbeitet bis hinauf zur Hochschule, Girard war der erste katholische Pfarrer in Bern, 1800—1804, und gewann die Zuneigung unserer protestantischen Bevölkerung, Girard half das stadtbernische Schulwesen neu gestalten, und unsere Lehrer haben in seiner Schule in Freiburg sich herangebildet und begeistert für die bessere Volksbildung, und ein halbes Jahrhundert später hat ein bernischer Lehrer in Courtepin an den Schriften Girards und an den Mitteilungen seines Schülers Nicola Redli im Franziskanerkloster in Freiburg sein Herz gebildet und seinen Mut entzündet zum Kampf für den Schulartikel unserer Bundesverfassung und die Unterstützung der Volksschule durch den Bund.

Diese innigen Beziehungen, die durch P. Girard zwischen Freiburg und Bern angebahnt wurden und die bis zur Gegenwart fortwirken, machen es den Bernern zur Pflicht, mit Dankbarkeit sich an der Girardfeier zu beteiligen. Ja, es ist nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit, das Andenken der ersten Kämpfer für die Volksbildung immer und immer hoch zu halten. Wir lernen aus ihrer

Lebensgeschichte besser als irgendwo, aus welchem Geist die Volksschule hervorgegangen, und beim Anblick solcher Heldengestalten werden alle, welche am gleichen Werke arbeiten, von neuem Mute beseelt, unermüdlich für die heilige Sache zu ringen und auch in den schwierigsten Stellungen fest und treu zu ihrer Fahne zu stehen.

I. Seine Kindheit.

Johannes Girard wurde den 12. Dezember 1765 in Freiburg geboren. Sein Vater, ein angesehener und wohlhabender Kaufmann, überliess die Erziehung der Kinder der Sorgfalt seiner Gattin. Diese war eine vortreffliche Frau, geistreich, lebhaft, schön, zartfühlend und zugleich energisch. Obschon aus gutem Hause stammend, war sie nicht zu vornehm, ihre 15 Kinder selber zu säugen. Girard sagt, er hätte keine bessere Milch trinken können. Die Mutter hielt viel darauf, ihre Zöglinge regelmässig zu beschäftigen und erfreute sie dabei mit dem Gesang ihrer schönen Stimme. Aber auch Gehorsam forderte sie. „Ich will es," sagte Girards Mutter, und es geschah. Doch war der Vater der Herr des Hauses, so schien es wenigstens; die Mutter bezeugte ihm gegenüber alle Achtung und die Kinder haben nie eine Unantwort gehört. Das Bild dieser vorzüglichen Mutter hat Girard durchs ganze Leben begleitet. Als die Haare seines Hauptes vom Alter gebleicht waren, sagte er oft: „Ich sehe sie noch in der Mitte ihrer 15 Kinder; ich trage sie im Herzen; ich habe sie immer geliebt und grüsse sie noch oft." Girards Mutter war Erzieherin im schönsten und vollsten Sinn des Wortes. Nicht nur Pflege und Zucht liess sie ihren Kindern angedeihen; sie erteilte ihnen auch Unterricht und leitete die Kinder an, sich gegenseitig zu unterrichten, während sie daneben spann oder strickte. Als der kleine Johannes die ersten Anfangsgründe überwunden hatte, stellte die Mutter einen Studenten als Präzeptor an. Dies bot zu folgender charakteristischen Begebenheit Veranlassung: In jener Zeit, wo die Umgebungen Freiburgs noch ganz öde waren, versorgten die Murtenbieter die Einwohner der Hauptstadt mit Gemüse. Auch in Girards Haus erschien jeden Samstag eine Frau mit dem Gemüsekorb. Sie hatte äusserlich nichts Anziehendes, liebte aber die Kinder, wusste jedes der 15 bei seinem Namen zu rufen und erfreute sie jedesmal mit einem kleinen Geschenk an Obst oder Trauben. Die Kinder hatten gehört, diese Frau sei reformiert, sie liebten sie deswegen nicht weniger, und Johannes tat



P. Gregor Girard.

ihr alles Gute, das er sich einbilden konnte. Da erklärte eines Tages der Präzeptor dem siebenjährigen Knaben die Stelle im Katechismus, welche lautet: Ich gehöre zur apostolischen, römisch-katholischen Kirche, und ausser ihr ist keine Seligkeit. Und die Frau von Murten, wird sie auch nicht selig werden? fragte der Schüler. „Sie ist verdammt.“ Warum? „Weil sie nicht katholisch ist.“ Ich will nicht, dass sie verdammt sei. „So bist du auch verdammt.“ Das kann nicht sein. „Das ist so, du kleiner Raisoneur; willst du mehr wissen als der Katechismus und ich?“

Als die Frau am nächsten Samstag wieder kam, hatte sie, wie gewöhnlich, für jedes Kind eine Frucht. Als sie den Johannes rief, eilte der mit Geschrei davon und verbarg sich in einem Winkel. Die Mutter eilt ihm nach und fragt, was ihn betrübe? O, Mutter, die gute Frau von Murten ist verdammt. „Wer hat das gesagt?“ Der Präzeptor. „Er ist ein Esel“, erwiderte die Mutter, „der gütige Gott verdammt die guten Menschen nicht.“ Dann trocknete sie dem Kinde die Tränen; es war getröstet, empfing sein Geschenk und umarmte die frohe Geberin. „Der gütige Gott verdammt die guten Menschen nicht“, dies nannte Girard später die Theologie seiner Mutter.

Alle 18—20 Monate wurde ihnen ein Brüderchen oder Schwesterchen bescheert. Während die grössern Schwestern mit Puppen spielten, schaukelte Johannes den kleinen Ankömmling in der Wiege, sang ihm, kochte für ihn Brei und stillte ihm den Hunger. Ging der Präzeptor in die Ferien, lo lehrte Johannes, unter der Aufsicht seiner Mutter, die jüngern Geschwister, was er gelernt hatte. Die Mutter hatte ein solches Zutrauen zu dem kleinen Johannes, dass sie ihm das Hauswesen übergab, wenn sie ausging und nicht einer ältern Schwester. So nahm Girard schon in früher Jugend mit warmem Interesse Teil an der Erziehung. Unbewusst ahmte er seine Mutter nach, und es blieben ihm einige nützliche Erinnerungen für seinen spätern Beruf.

II. Der Schüler.

Weniger gut war es mit dem öffentlichen Unterricht bestellt, Lesen von unverständlichem Zeug, Schreiben, Auswendiglernen und Hersagen, mechanisches Addieren und Subtrahieren, ohne praktische Anwendungen, darin bestand der ganze Unterricht. Girard freute sich mehr an den Erzählungen des Kammermädchens und

am Spiel mit seinen Kameraden. Im zehnten Altersjahre kam er in die lateinische Schule, wo der gleiche Mechanismus herrschte. Jedoch erwies ihm der Lehrer einige Liebe. Girard erwiderte sie mit so leidenschaftlicher Anhänglichkeit, dass er sich hätte mit seinem Lehrer begraben lassen. Allein im folgenden Jahre kehrte sich die Liebe in Hass. Der Herr Professor rupfte ihm jeden, wenn auch noch so geringen Fehler auf und schwang unbarmherzig auf den sonst geliebten Schüler den Haselstock. Darum blieb Girard auf den Rat seiner Eltern im dritten Schuljahr in der zweiten Klasse, wo zwei Umständeseine geistige Bildung begünstigten. Er konnte alles wiederholen, was er im vergangenen Jahre gelernt, und seine Kenntnisse wurden gründlicher. Er hatte nun einen jungen, freundlichen und humoristischen Lehrer, welcher durch sein heiteres Wesen viel besser Schulzucht hielt als der vorige mit Aufbegehren und körperlichen Züchtigungen. Von da an war Girard immer einer der besten Schüler. Die Hauptfächer waren Latein und Griechisch. Letzteres wurde endlich der Muttersprache zu lieb gestrichen, weil die meisten Schüler nicht im stande waren, einen Brief zu schreiben. Dem Rechnen pflegte man nur vor dem Examen einige Stunden einzuräumen, um wenigstens den obligatorischen Preis austeilen zu können. Geschichte und Geographie waren so rein Gedächtnissache, dass ein Schüler, welcher am Examen ein einziges Wort wegliess oder mit einem anderen verwechselte, vom Preis ausgeschlossen war. Fast alle Zeit wurde aufs Latein verwendet, wo die Schüler meistens aus der Muttersprache in die fremde Sprache übersetzen mussten. Girard sagt, von ihrem Latein hätte gewiss kein Römer etwas verstanden.

III. Der Jüngling.

Als Girard 17 Jahre alt war, hatte er alle Schulen seiner Vaterstadt passiert und musste sich nun für einen Beruf entscheiden. Damals standen in Freiburg nur zwei Wege offen, auf denen man sich auszeichnen konnte: der eine führte in die Kaserne, der andere ins Kloster. Girard entschied sich für das letztere, ging zu den Franziskanern, welche ihn aufnahmen und Bruder Gregor nannten. Im Franziskanerkloster zu Luzern machte Girard seine klassischen Studien. In Mathematik, Naturwissenschaft und Philosophie zeichnete er sich vor allen Mitschülern durch Fleiss und Begabung aus, aber besonders auch durch Gründlichkeit. Die vorhandenen Methoden und das Wort des Lehrers genügten ihm nicht; er wollte sich von

allem selbst überzeugen, suchte eigene Wege auf in der Wissenschaft und war nicht zufrieden, bis ein Gegenstand ganz sein eigen geworden. Als er z. B. bemerkte, dass er noch nicht lateinisch könne, sondern nur noch gelernt habe, mit lateinischen Wörtern französisch reden, begann er das Studium der lateinischen Sprache aufs neue, um nicht nur den Buchstaben, sondern den Geist der Sprache Ciceros sich anzueignen. So hat er auch schon damals als Klosterschüler einen Teil der Geometrie umgearbeitet. Er fühlte in seinem Innern eine Kraft, die sich auszubreiten verlangt und dabei der Hülfe und Leitung bedarf, aber gehemmt und erstickt wird, durch das bloss gedächtnismässige Auffassen fremder Gedanken.

Mit diesem kräftigen, selbsttätigen Geiste kam Girard im Jahr 1784 an die Hochschule in Würzburg, um Theologie zu studieren. Er war in der Blüte der Jünglingsjahre, in der Periode innerer Kämpfe, der neue Wein kocht und braust und wirft das Unlautere aus. Je gewaltiger die Gärung, desto kräftiger und edler der Wein. Die ganze Welt breitet sich vor dem Jüngling aus mit ihren mannigfaltigen und unermesslichen Reichtümern. Was soll er sich auswählen und welches wird der leitende Stern sein auf dem stürmischen Meere des Lebens? Girard glaubte, die Theologie könne ihm darüber Aufschluss geben; aber sie konnte nicht. Sein klarer Geist erkannte bald, dass die einzelnen Teile dieser Wissenschaft nicht nur in keiner Verbindung standen, sondern einander geradezu widersprachen. Er sollte sie annehmen ohne zu denken; sie bot weder dem Herzen Befriedigung, noch brachte sie einen Nutzen für das Leben. Er empfand daher eine tiefe Abneigung gegen die theologischen Vorlesungen, und Zweifel erfüllten seine Seele. Im Herzen war er noch Christ, aber im Kopfe nicht mehr. Ein glücklicher Gedanke rettete ihn. Er sagte zu sich: Vielleicht ist die Theologie nicht das Christentum und fing an, die Evangelien zu studieren, darin fand er Befriedigung, und er ward wieder ein Christ von ganzem Gemüt und aus allen Kräften. Als Girard die sehr gefährliche Stelle durchschifft hatte, sah er der Frau Theologia und ihrem dogmatischen Flitter noch einmal scharf ins Gesicht und erkannte nun, dass sie sich mehr mit Nebensachen und Kleinigkeiten befasse als mit der Wahrheit des Christentums. Da empfand Girard noch mehr Freude, dass er den Kampf gewagt, und innerer Friede war des Siegers Preis. Es schien ihm nun natürlich, das Gute zu wollen, sobald man es kennt. Aber die Dogmatik verhüllt das Gute mit unverständlichen Formeln und lässt die sittlichen Kräfte im Menschen schlafen,

anstatt sie zum Kampf gegen das Böse aufzumuntern. Wir handeln, wie wir fühlen, und wir fühlen, wie wir denken, sagte er von da an, und klar und richtig zu denken ward sein höchstes Streben.

So war also der Aufenthalt in Würzburg in bezug auf religiöse Überzeugung von der grössten Tragweite für sein ganzes Leben; aber noch in anderer Weise wirkte Würzburg sehr wohltätig auf ihn ein. In der alten Hauptstadt Frankens hat sich auch sein geistiger Horizont erweitert. Das Leben in einer grossen Stadt war für den Sohn der Alpen eine neue Welt. Bald war es der schiffbare Fluss oder der prächtige Palast des Fürstbischofs, bald die Armee und die Festung, was seine Aufmerksamkeit fesselte. Das Münster mit den luxuriösen Chorherren, die Universität mit ihren Doktoren und ein grosses wohlorganisiertes Priesterseminar waren ihm ebenfalls neu. Überdies hatte Würzburg verschiedene schöne und grosse wohltätige Anstalten, an die Girard bisdahin nicht gedacht hatte. Er sah es und erstaunte, suchte es aufzufassen und zu begreifen. Aber das schönste und erhabenste von allem war der Fürstbischof selber. Franz Ludwig von Erthal war ein edler Priester und ein Vater seines Volks und sein Fürstentum ein Musterstaat. Girard erzählt, wie der Fürstbischof dem Bettel in seinem Lande auf einen Tag ein Ende gemacht. Er liess einen grossartigen Palast erbauen; niemand wusste wozu. Auf einem Pastoralbesuch machte er jeder Gemeinde seines Fürstentums eine Summe Geldes zum Geschenk als Beitrag zu einem Spital. Dann liess er die Sträflinge in den neuen Palast führen und mit goldenen Buchstaben über die Eingangstüre schreiben: „Arbeitshaus“. Hierauf durchzogen die Truppen das ganze Land und fingen alle Bettler auf. Die Gebrechlichen führte man in die Gemeindespitäler, die Faulenzer in das Arbeitshaus. Girard bewunderte mit dem ganzen Volke die Weisheit des Fürsten. Nur der Adel der Hauptstadt war dem Bischof gram, weil dieser die öffentlichen Kassen nicht hergab zu Diner und andern Festlichkeiten wie der Vorgänger, sondern den Adel ebenso streng nach dem Gesetz behandelte wie den geringsten Untertanen. Er kontrollierte alle seine Beamten, und jeder Untertan, auch der ärmste, fand bei ihm Zugang und Gehör.

Mit diesen Fürstentugenden verband der Mann die Demut eines Apostels. Er hasste alle Heuchelei und alles übertriebene Wesen. Am Vorabend der Ordination ging Girard mit andern jungen Mönchen in den bischöflichen Palast, um ein zweites Examen abzulegen. Ein junger Kapuziner, welcher auch hoffte, ordiniert zu werden,

stand im Saal, gesenkten Hauptes, den Blick zur Erde gerichtet. Man hätte gesagt, er wäre in frommer Entzückung. Aber der Bischof fasste ihn beim Arm: He, frater humilis! die Demut besteht nicht in Grimassen, sondern ist im Herzen. Hierauf erklärte der Bischof den angehenden Priestern aus dem Evangelium, was wahres Christentum sei und was nur Pharisäismus. Ein solcher Mann vermochte gewöhnliche Menschen in idealen Schwung zu bringen, geschweige einen Jüngling wie Girard. Mit Wehmut dachte Girard oft an die Verwahrlosung seines Volkes und strebte darnach, für sein Vaterland ein Mann zu werden wie Erthal. Nach vollendeten Studien kehrte Girard zurück in seine Heimat, aber schon bei der Ankunft in seiner Vaterstadt wurde er von den dortigen Finsterlingen als ein *gefährlicher* Mann bezeichnet.

IV. Privatstudien und Anfang des öffentlichen Wirkens.

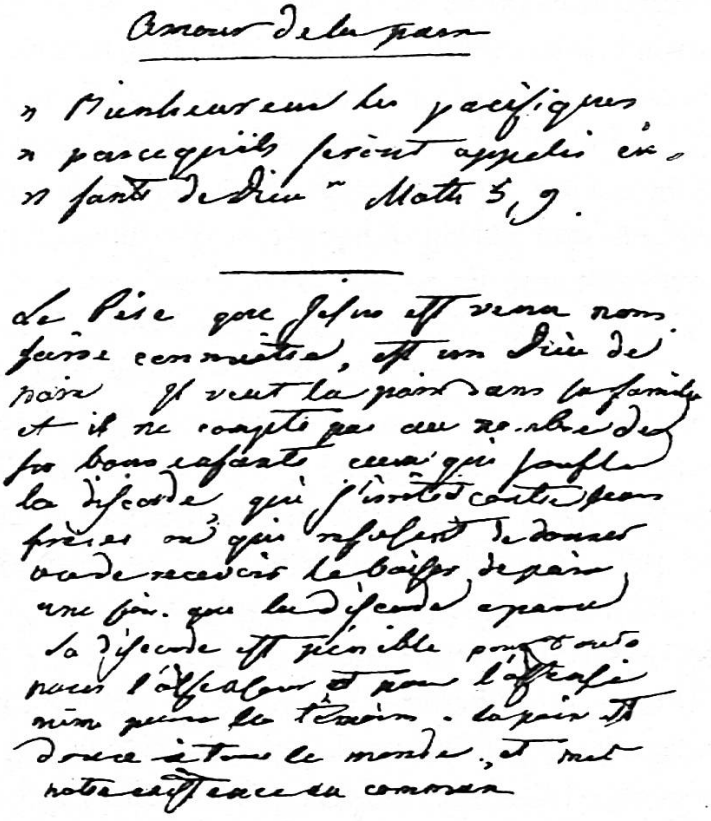
Fünfundzwanzig Jahre alt war Girard, als er in Freiburg wieder zur Klostertüre einging, durch welche er vor neun Jahren ausgegangen. Als Franziskanermönch predigte er nun zu Stadt und Land; die Klostergeistlichen können nämlich nicht immer in ihren Zellen sitzen, sie werden von den sogenannten Weltgeistlichen sehr oft in Anspruch genommen. Nebst diesen Predigten beschäftigte ihn der Unterricht in der Philosophie, welchen er den Novizen seines Klosters erteilte. Während den neun Jahren, die Girard nun in Freiburg zubrachte, studierte er in den Freistunden das Evangelium, Kants Philosophie und die Medizin. Die Evangelien wusste er zwar auswendig, aber das genügte ihm nicht; er machte sich an ein gründliches Studium derselben und wurde dabei oft so gerührt, dass eine Träne in seinem Auge glänzte. Er sagt: Der Mensch hat in seiner Seele etwas Himmlisches, einen Funken der göttlichen Vernunft und der ewigen Güte. Wenn man das Glück hat, Jesus und sein Werk in seinem wahren Lichte zu sehen, so regt sich das Göttliche mächtig in seinem Innern; wir fühlen und bewundern die Wahrheit der Worte Jesu: Wer mich siehet, der sieht den Vater.

Auch auf philosophischem Gebiete machte Girard einen Fortschritt. Kant, der Königsbergerphilosoph, war der erste, welcher es wagte, den menschlichen Gedanken als höchste Autorität aufzustellen und ihn unabhängig erklärte von allen Überlieferungen und ererbten Satzungen. Man denke sich, was das bei allen Orthodoxen für eine Entrüstung hervorrief. Auch Freiburgs Priester

wüteten gegen Kant. Girard, als Professor der Philosophie, verschaffte sich die Schriften des epochemachenden Mannes und diejenigen seiner Gegner, um die Sache gründlich zu prüfen. Bekanntlich stellte Kant seine Philosophie auf die Autorität des Gewissens. Von der Pflicht ausgehend, welche von uns Heiligkeit fordert und uns Belohnung verspricht unserm Verdienste gemäss, schliesst Kant auf einen Richter, auf Gott und eine Zeit der Belohnung nach dem Tode. Wenn der Mensch sich zu einer Tat entschliessen will, so soll er also nicht fragen, ob sie für ihn angenehme oder unangenehme Folgen haben werde, sondern soll das Gewissen entscheiden lassen. Mit inniger Freude sah Girard, welch ein Gewicht und welchen Impuls die Sittlichkeit durch die neue Philosophie erhielt.

Und wenn Kant verhandelt wurde, so scheute sich Girard nicht, das Vorzügliche des Königsbergerphilosophen hervorzuheben. Deswegen wurde er dreimal nacheinander beim Papst als Ketzer denunziert.

Zum Studium hat Girard einen Gedankensammler und Gedankenordner angelegt in 24 Kartonschachteln. Auf kleine Papierstreifen schrieb er Lesefrüchte und Gedanken und ordnete sie alphabetisch. Vom Franziskaner Nicola Redli erhielt ich einen solchen Zettel, der hier als Handschrift Girards die Leser interessieren wird:



Amour de la paix

„Bienheureux les pacifiques,
„parcequ'ils seront appelés en-
„fants de Dieu" Math 5, 9.

Le Père que Jésus est venu nous
faire connaître, est un Dieu de
paix. Il veut la paix dans sa famille
et il ne compte pas au nombre de
ses bons enfants ceux qui souffle
la discorde qui s'irrite contre leurs
frères ou qui refusent de donner
ou de recevoir le baiser de paix,
une fois que la discorde a paru
sa discorde est pénible pour toute
pour l'offenseur et pour l'offensé
même pour les témoins. La paix est
douce à tous le monde, et met
notre existence au commun

Neben den Evangelien und Kants Philosophie studierte Girard noch Medizin. Folgendes war die Veranlassung: Als die Franzosen ihre Priester vertrieben, flohen viele nach Freiburg und suchten durch die verschiedenartigsten Beschäftigungen ihr Brot zu verdienen. Sie hofften zwar, bald nach Frankreich zurückkehren zu können; aber Girard sah, dass die Revolution von Tag zu Tag Fortschritte machte und auch in der Schweiz mehr und mehr Boden gewann. Auch er konnte aus dem Kloster vertrieben werden und machte sich auf solche Fälle gefasst. Er hatte schon wegen der Philosophie die Physiologie studiert, und unter seinen Verwandten war ein Arzt, welchen er oft bei Krankenbesuchen begleitete. Auch nahm er mehrere medizinische Schriften zur Hand, so dass er, wie er selber sagte, bald genug wusste, um ein Arzt zu scheinen, aber zu wenig, um einer zu sein. Die Revolution wurde jedoch nicht so gottlos, wie man anfangs hätte glauben können, und liess vernünftige Priester in Ruhe. Als die Gefahr vorüber war, gab Girard der Medizin den Abschied.

Durch die französischen Emigranten, die in Freiburg Kirchen und Privathäuser füllten, lernte Girard die innern Zustände Frankreichs zur Zeit des Umsturzes kennen. Prinzessinnen, Parlamentsmitglieder, Bischöfe und Erzbischöfe, Äbte, Mönche und Professoren belebten die sonst so stillen Gassen Freiburgs. Girard hörte ihren Gesprächen zu und erstaunte nicht mehr über den Ausbruch der Revolution. Jener opferfreudige Geist, welcher Staaten gross macht und erhält, war längst vom Königshof und vom Adel gewichen und hatte unsittlichen und trostlosen Lehren Platz machen müssen, welche von oben herab ins Volk drangen. Von Schulen auf dem Lande war in ganz Frankreich keine Rede, und die Priester begnügten sich damit, alle Sonn- und Festtage die Messe abzuleiern. Ebenso wuchs in den grossen Städten das Volk ohne alle Bildung auf. Es wurde vom Adel und den Pfaffen als Lasttier angesehen und missbraucht. Man hat sich nicht zu wundern, dass es sich wie ein reissendes Tier geberdete, als es ihm gelungen, die erdrückende Last abzuwerfen. Leibnitz hatte das Unglück viele Jahre voraus verkündet, aber man wollte ihn nicht hören. Noch als Emigranten waren die Pfaffen und der Adel so blind, dass sie meinten, das Regiment der schweizerischen Patrizier sei viel zu gelinde, viel zu republikanisch und das Schweizervolk wohlhabend. Diese Emigranten würden gehaust haben, wenn sie hätten zurückkehren können! Sie hofften es, aber Girard glaubte ihnen nicht; sie verdächtigten ihn deshalb und taxierten ihn als Jakobiner.

Leicht konnte jeder, der die Augen öffnen wollte, auch den Untergang der alten Eidgenossenschaft voraussehen. Durch das ganze Land verbreiteten sich französische Agenten und gründeten revolutionäre Gesellschaften. Unter den Schweizern kein Zusammenhalten mehr; ihr Bund durch engherzigen Kantönligeist zerfressen, überall Neid und Misstrauen. Dies alles verkündete den nahen Sturz, aber man durfte es nicht sagen. Die Veränderung voraussehen und sie herbeiwünschen, galt bei der Regierung und ihren Anhängern als das gleiche. Girard und einige Jugendfreunde in Freiburg, welche das hereinbrechende Gewitter bemerkten und warnten, wurden als revolutionäre Köpfe verschrien. Aber das Jahr 1798 brachte die französischen Truppen. Das Franziskanerkloster wurde zur Kaserne; Soldaten und Marketenderinnen hausten in den Zellen der Mönche. Die Mönche mussten sich ducken und freundlich sein mit den anmassenden Gästen, mit ihnen aus der gleichen Schüssel essen und Zigarren rauchen. Dreimal während dieser Zeit geriet das Kloster in Brand, und ein grosser Teil der Klosterbibliothek wurde absichtlich ins Feuer geworfen. Bald musste der Bürgereid geschworen werden. Die Geistlichen, welche einige Wochen vorher Girard noch ein Verbrechen daraus gemacht hatten, dass er den Eid als annehmbar erklärt, leisteten ihn nun ohne Widerstand. Am Bürgerbankett, welches auf die Eidesleistung folgte, hatte der Bischof den Ehrenplatz. Französische Offiziere, Chorherren und Priester fraternisierten und schienen nun die besten Freunde zu sein. Girard bewunderte diese Eintracht.

Eine der Hauptaufgaben, die sich die helvetische Regierung stellte, war die Hebung des vernachlässigten Volksschulwesens, und sie gewann deshalb die Sympathie unseres menschenfreundlichen Franziskaners. Er arbeitete einen Unterrichtsplan aus für die ganze Schweiz, für Primar-, Sekundar- und Kantonsschulen und eine helvetische Universität und sandte seine Arbeit dem Direktorium in Luzern. Infolgedessen wurde Girard als Sekretär des Kultus- und Unterrichtsministers berufen. Der Minister hatte in dem Verfasser des Unterrichtsplanes einen Mann des Friedens erkannt. Einen solchen hatte er notwendig. Der Kultusminister, ein gewesener reformierter Pfarrer, hatte ohne sein Wissen und Wollen oft durch gewisse Ausdrücke in seinen Dekreten das religiöse Gefühl der Katholiken verletzt. Girard sollte für die Zukunft derartige Unannehmlichkeiten verhüten. Kost und Logis hatte er wieder in dem Kloster, in welchem er einst als Novize gelebt; aber wie war alles anders geworden!

Das Kloster war nun Staatsgebäude, und wo er vor 17 Jahren oft wochenlang nichts anderes hörte als den Gesang seiner rauhen Stimme, war jetzt Tag und Nacht keine Ruhe. Der Orden, in welchen er getreten, war nur mehr ein Schatten und konnte jeden Tag aufgelöst werden. Als sich Girard in seinen Jünglingsjahren der Wissenschaft, der Einsamkeit und dem Gebet widmete, glaubte er, für sein ganzes Leben gesorgt zu haben; jetzt sieht er sich hinausgeworfen auf das schäumende Meer des Lebens, und er weiss nicht, wohin der Sturm sein Schiffchen treibt. Sein einziger Trost ist, dass er sich selber treu geblieben. Aber welch ein Unterschied auch zwischen dem Novizen und dem nunmehrigen Sekretär des Unterrichtsministers! Der Novize war arm an Ideen, er hatte nichts gesehen als sein väterliches Haus und das Kollegium in Freiburg. Der Sekretär hatte vieles gesehen, war reich an Erfahrungen; aber dieser Reichtum tat ihm weh. Der Sekretär hatte die Leidenschaften der Menschen kennen gelernt und ihre Beschränktheit und Niederträchtigkeit gesehen unter den verschiedensten Formen. Der Jüngling hatte nur einen kleinen Gesichtskreis; aber alles war schön. Der Sekretär hatte einen weiten Horizont, aber die Welt erschien ihm öde. Wie oft wünschte er sich das schöne Bild zurück, welches sich der Jüngling von der Welt gemacht. Er konnte die Menschen nicht mehr achten wie ehemals, und das schmerzte ihn. Auch das kindliche Vertrauen, mit welchem er früher jedem Menschen rückhaltlos entgegenging, hatte er verloren. Die Erfahrung macht den Menschen misstrauisch und verschlossen und beraubt ihn der jugendlichen Herzensfreude. Diesen Verlust kann nichts ersetzen als ein treuer Freund, und dieses Glück ward Girard zu teil. Einer seiner Studiengenossen war in jener Zeit Professor in Luzern. Manche schöne Stunde verweilten sie bei einander, tauschten Gedanken und Gefühle aus und trugen gemeinsam die Beschwerden des Lebens. Aber schon nach einem Jahre nahm Girard Abschied von Luzern; der Posten behagte ihm nicht. Nie wurde er um Rat gefragt und sollte doch für alles mitverantwortlich sein. Nicht lange war Girard in Freiburg, so rief man ihn als Pfarrer nach Bern, wo seit drei Jahrhunderten kein katholischer Gottesdienst mehr gehalten worden. Die Stelle war schwierig aus politischen und konfessionellen Gründen. Aber wer hätte sich besser dazu geeignet als Girard. Er sah über die Unterschiede der Konfessionen hinweg auf das Gemeinsame. Er machte auf alles aufmerksam, was sie einander nähern konnte, und alles, was die Christen trennt, stellte er als unwesentlich und schädlich

dar. Seinem Freunde Naville in Genf schrieb er: „Ich möchte, dass alle christlichen Konfessionen sich vor Gott, unserm gemeinsamen Vater, und vor unserm Erlöser vereinigten zu einer gemeinsamen Bruderfamilie, die sich um den gleichen Altar und den gleichen Tisch des Herrn versammelt. So will es unser Herr und Meister.

O schöner Tag der Verbrüderung, den ich so sehr wünsche; aber ich werde ihn nicht sehen. Ich arbeite daran, ihn herbeizuführen; aber was kann ein einziger unter Millionen! Girard wurde von den Bernern geachtet und geliebt, und auch er rühmt ihr wohlwollendes Betragen gegenüber den Katholiken. So erwähnt er z. B., die Berner seien so weit gegangen in der Toleranz, dass sie den armen Kindern aus den kleinen Kantonen am Freitag Fastenspeisen gereicht.

Während seinem vierjährigen Aufenthalt in Bern beschäftigte sich Girard am meisten mit Pädagogik. Es waren ja die Tage Pestalozzis, wo von Burgdorf aus der Welt die naturgemässe Methode der Erziehung verkündet wurde.

Wie oft wallfahrtete der katholische Pfarrer von Bern durch die Wälder hinab an den Strand der Emme, wo der begeisterte Pestalozzi der Menschheit den wunderbaren Tempel der Erziehung aufbaute. Girard trat ein in das hohe Heiligtum, um es nie wieder zu verlassen. Vom Geist Pestalozzis erfüllt, hat Girard ein halbes Jahrhundert auf dem Felde der Erziehung gearbeitet, gekämpft und gelitten.

V. Die alte Volksschule; Widerstand der Geistlichkeit gegen die Verbesserungen im Schulwesen.

Werfen wir nun einen Blick auf das freiburgische Schulwesen zu Ende des 18. Jahrhunderts. Nur in der Stadt und den reichsten Pfarreien bestanden Einrichtungen, die man Schulen nannte. In der finstern, niedern Stube irgend einer Hütte versammelten sich im Winter zerlumpte, ungewaschene Kinder; sie hatten weder Tafel noch Buch! Der Schulmeister sagte aus dem Katechismus einen Satz vor und schlug links und rechts drein, wenn die Kinder nicht gehörig nachsagten. Bald war diese sogenannte Unterrichtsstunde zu Ende; der ganze Haufe eilte unter Lärmen und Toben ins Freie, und am folgenden Tage ging in die Schule, wem's beliebte. Sollte ein Schulmeister gewählt werden, so hielt man eine öffentliche Steigerung. Wer am wenigsten forderte, wurde gewählt; es genügte, wenn er ein wenig lesen konnte. Die Schulmeister waren meist dem

Trunke ergeben, ausgediente Soldaten, welche in den Kasernen von Paris und Neapel ihre Seminarbildung geholt. Hin und wieder in einem Dorfe lehrte ein Kaplan einige Kinder notdürftig lesen. Das Schulwesen war zwar Sache des Staates, aber dieser hatte die Aufsicht dem Bischof übergeben. Nur in der Stadt war eine Schulkommission. Wie schon früher bemerkt, machte es sich die helvetische Regierung zu einer Hauptaufgabe, das gänzlich vernachlässigte Schulwesen zu verbessern.

Von 1798 bis 1800 erliess sie mehrere Dekrete, welche forderten, dass in jeder Gemeinde eine Schule errichtet werde. Der Schulbesuch wurde obligatorisch erklärt und die Fehlbaren mit einer Busse bestraft. Die Regierung sorgte auch für Erstellung besserer Lehrmittel, sicherte die Schulfonds und erklärte dieselben steuerfrei. In jedem Kanton wurde ein Erziehungsrat gewählt. Dieser hatte in Freiburg eine schwere Aufgabe; alles war neu zu schaffen oder zu reformieren: Schullokale, Lehrer, Lehrmittel. Dabei wurde er von niemand unterstützt als von der helvetischen Regierung. Beim grössten Teile der Bevölkerung traf er auf Gleichgültigkeit und Abneigung; ja der Erziehungsrat hatte bald mit offenem Widerstande zu tun. Obschon vier Geistliche im Erziehungsrat waren und die Inspektion der Schulen den Pfarrern übergeben war, witterten doch der Bischof und ein grosser Teil der Klerisei Gefahr für ihre Macht, was sie Religionsgefahr nannten. Der Bischof behauptete, die Lehrerwahl, der Schulbesuch und die Lehrmittel gehen die Regierung nichts an, sondern seien allein in seiner Kompetenz. Er verbot den Pfarrern, die Autorität des Erziehungsrates anzuerkennen, wollte ausser Schreiben, Lesen und Rechnen keine Fächer in der Schule dulden, untersagte den Gebrauch jedes Lehrmittels, das er nicht vorgeschrieben, und forderte, dass die vier Geistlichen aus dem Erziehungsrat treten. Die helvetische Regierung hatte selber keinen festen Boden und konnte den Erziehungsrat nicht rechtzeitig unterstützen; er erlag der Übermacht seiner Feinde. Da wählte die Regierung in Freiburg eine Kommission zur Verbesserung der Pferde- und Rindviehzucht. Gegen diese erhob der Bischof keine Einsprache.

VI. Girards Berufung; seine Schule.

Allein der Gemeinderat der Stadt Freiburg hatte mehr Sinn für die Jugenderziehung als der Kirchenfürst, und berief zu Ende des Jahres 1804 den P. Girard, dass er die städtischen Schulen re-

organisiere. Sogleich verliess dieser seinen Pfarrposten in Bern, gab seine angefangenen wissenschaftlichen Arbeiten auf und folgte dem Rufe. Alle seine Geistcskräfte, Kenntnisse und Erfahrungen widmete der Philosoph, Mathematiker und Naturforscher seinem neuen Wirkungskreise. Der Lehrerberuf erschien ihm als der erhabenste und schönste; er weihte demselben seines Herzens beste Triebe. Von der Hoffnung getragen, durch verbesserte Volksschulen die Menschheit zu veredeln, wollte er aus der Schule eine Erziehungsanstalt machen im schönsten Sinn des Worts. Ihm genügte nicht, die Kinder lesen, schreiben und rechnen zu lehren; echte Menschen wollte er bilden und den untersten Volksklassen zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen. Die Gesetze, sagt er, vermögen wenig gegen Gewohnheiten und Gebräuche, und diese erwirbt man in der Jugend. Man muss die jungen Pflanzen besorgen, sonst verwildern sie. Seine Schüler wollte er zu vernünftigen, braven und frommen Menschen bilden im Geiste Christi. Als Mittel dazu erkannte Girard die *harmonische Bildung* aller Geisteskräfte. Verstand, Gewissen und Gemüt wollte er in gleichem Masse bilden. „Was Gott vereint hat, soll der Mensch nicht trennen“, war auch hier sein Wahlspruch. In einseitiger Verstandeskultur sah er die grösste Gefahr; mit Schiller rief er: „Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen.“ Ja, er ging noch weiter und behauptete: „Alles, was der Mensch ist, das ist er durch sein Herz,“ aber fügte hinzu: „Wir handeln, wie wir fühlen und wir fühlen, wie wir denken.“

Treten wir, nachdem wir mit den Ideen Girards bekannt geworden, auch in seine Schule. Dem Unterricht in der Muttersprache und dem Religionsunterricht ist am meisten Zeit eingeräumt, und neue Bahnen hat Girard im Unterricht dieser wichtigen Fächer betreten. Land auf und ab galt damals der Schüler als der religiöseste, welcher den Katechismus am schnellsten hersagen konnte. Als Girard die Schule übernahm, bestand der ganze Religionsunterricht im Auswendiglernen des Katechismus. An Sonntagen sollte ein älterer Schüler den jüngern das Auswendiggelernte erklären. Girard war kein Freund der Dogmatik; eben so wenig liebte er den Katechismus: im toten Fürwahrhalten abstrakter Glaubenssätze erkannte er die unheilvolle Trennung zwischen Religion und Leben. Die Taten des Menschen werden durch die Neigungen des Herzens geleitet, und das Herz wird geläutert durch klare Erkenntnisse. Girard bestrebte sich daher, den Kindern im Religionsunterrichte Gegenstände zu bieten, welche ihrem Erkenntnisvermögen zugänglich sind.

Er notierte sich eine Anzahl Wörter, deren Inhalt den Kindern bekannt ist, und suchte eine religiöse Besprechung daran zu knüpfen, z. B.: Wo geht die Sonne auf? Was bringt sie uns, wenn wir erwachen? Gibt sie uns auch Wärme? Wer hat die Sonne geschaffen? Wer lässt sie aufgehen? Wer gibt uns also Licht und Wärme? Lässt Gott seine Sonne auch über Böse aufgehen? Sollen wir auch Gutes tun denen, die uns nicht lieben? Wenn Girard eine Anzahl Wörter in der Weise besprochen hatte, so behandelte er das so gewonnene Material im Zusammenhang und leitete die Kinder zur Erkenntnis Gottes, des Vaters aller Menschen, zur Erkenntnis der Pflichten gegen Eltern, Geschwister und Mitmenschen. Er erzählte ihnen auch einige schöne Züge aus dem Leben Jesu.

In der II. und III. Klasse erklärte Girard die biblische Geschichte. In der IV. Klasse drang er noch tiefer ein, machte die Schüler insbesondere mit Jesu Lehren vertraut, verglich das Christentum mit andern Religionen und hob dessen Vorzüge hervor. Die ältern Schüler mussten auch die schönsten Aussprüche Jesu auswendig lernen. Um die Gegner zu entwaffnen, liess er in allen Klassen auch noch den Katechismus memorieren.

Im Sprachunterricht trat unser Franziskaner ebenfalls als Reformer auf. Bis dahin bestand der Sprachunterricht im mechanischen Lesen, Auswendiglernen der Grammatik und im Diktieren. Wie im Religionsunterricht ging man also auch hier von der Regel, statt von der Sache, aus. Girards pädagogischer Blick erkannte bald im Sprachunterricht das vorzüglichste Mittel zur harmonischen Bildung der Geisteskräfte. Durch einen naturgemässen Sprachunterricht wollte er die Jugend auf die rechte Bahn und zur Erkenntnis Gottes leiten. Als Priester und Beichtvater hatte er oft genug Gelegenheit, zu erfahren, wie wenig die rohen und ungebildeten Menschen die Grösse Gottes zu erfassen vermögen. Die Vernunft lässt den Menschen Gottes Eigenschaften ahnen; darum wollte Girard im Sprachunterricht die Vernunft entwickeln, nicht nur das Gedächtnis, wie bis dahin geschah. Deshalb bot er den Schülern die Sache und liess sie selber die Regel ableiten. Sprachübung und Sprachlehre waren in seiner Schule aufs innigste miteinander verbunden. Sollte eine grammatische Regel gefunden werden, so schrieb der Lehrer einen zweckentsprechenden Satz an die Wandtafel, dann wurden folgende mündliche Übungen gemacht:

1. Die Schüler lasen den Satz; auf der untern Schulstufe buchstabierten sie die schwierigen Wörter; dies wegen der Ortho-

graphie, welche bekanntlich im Französischen noch komplizierter ist als im Deutschen.

2. Durch einige Fragen forschte der Lehrer nach, ob die Kinder den Inhalt des Satzes verstanden und gab, wenn nötig, einige Erläuterungen.

3. Die Schüler wurden veranlasst, sich über den Inhalt des Satzes auszusprechen, ob er wahr sei oder unwahr, ob der Gedanke, welcher im Satz ausgesprochen, gut sei oder böse, und mussten ihre Urteile begründen.

4. Zergliederten die Schüler den Satz grammatisch; der Lehrer machte auf dasjenige aufmerksam, was dem Schüler neu war in grammatikalischer Beziehung und half ihnen die Regel ableiten.

5. Wurde der Schüler veranlasst, das gefundene Gesetz in andern Sätzen nachzuweisen.

Auf diese mündlichen Übungen folgten die schriftlichen.

1. Ähnliche Sätze, wie die mündlich behandelten, wurden diktiert; durch Ziffern deuteten die Schüler die Wortarten an.

2. Berührte der Inhalt des Satzes die Moral, so notierten die Schüler ihr Urteil dazu.

3. Der Lehrer bot ein oder mehrere Satzglieder, und die Schüler mussten das Fehlende suchen und in richtige Beziehung zu den gegebenen bringen.

Es wurden also, um eine einzige grammatische Regel zu finden, nicht weniger als acht verschiedene Übungen gemacht; kein einziges Wort durfte dem Kinde unverständlich sein. Das Denken und das sittliche Urteil wurden dadurch in solchem Masse gebildet, wie es wohl nur in einer geringen Zahl von Schulen der Gegenwart geschieht. Die Sätze waren meist sittlichen und religiösen Inhalts, auch aus Geographie, Geschichte und Naturkunde, z. B.:

Ein undankbarer Sohn ist ein grosser Verbrecher. Ein kleiner Fehler wird ein grosses Laster.

Wer im Zorne handelt, gleicht dem, welcher sich während dem Sturme einschifft.

In der heissen Zone labt Gott die Menschen durch erfrischende Früchte.

Selbst in den Eiswüsten des Nordens sorgt Gott für die Bedürfnisse der Lappen und Eskimos.

Wenn ich die verschiedenen Instinkte der Tiere mit einiger Aufmerksamkeit betrachte, so glaube ich einem wunderbaren Schauspiel beizuwohnen, wo der Schöpfer sich hinter einem Vorhang verbirgt.

Von Zeit zu Zeit bringt der Lehrer das so gewonnene Material in Zusammenhang, indem er den Schülern eine Mutter oder einen Vater vorführt, die ihre Kinder unterrichten. Von den zahlreichen Gesprächen, die uns Girard aufbewahrt hat, bringen wir nur zwei, um zu zeigen, von welchem Geiste der Unterricht in seiner Schule durchweht war.

1. Die Sprache, die Luft und das Ohr.

Die Mutter. Die Fische leben im Wasser. Und wir Rosa, in was leben wir?

Rosa. Wir, Mutter, wir leben in der Luft.

Die Mutter. Was atmen wir unaufhörlich ein?

Rosa. Wir atmen Luft ein. Ohne sie könnten wir nicht leben.

Die Mutter. Die Luft leistet uns in diesem Moment noch einen andern wichtigen Dienst. Welchen wohl?

Rosa. Ich kann es nicht erraten.

Die Mutter. Ist die Luft nicht unser Bote in diesem Augenblick?

Rosa. Ja, sie ist es. Wenn wir sprechen, so trägt sie eure Worte zu meinem Ohr und meine Worte zu dem eurigen. Sie leistet also uns beiden einen grossen Dienst.

Die Mutter. Wem haben wir das zu verdanken. Weiss die Luft etwas davon?

Rosa. Wir sind dem Schöpfer dafür Dank schuldig.

Die Mutter. Wenn wir nicht sprechen könnten, so wäre die Luft nicht unser Bote. Von wem haben wir die Sprache?

Rosa. Von unserm Schöpfer.

Die Mutter. Zu was diente uns die Sprache, wenn uns das Ohr fehlte?

Rosa. Sie könnte uns zu nichts dienen, weil niemand uns hörte.

Die Mutter. Meine Rosa, der Schöpfer hat nichts nur halb gemacht. Er hat an alles gedacht. Er hat für alles gesorgt. Wir haben alles Gute ihm zu verdanken.

2. Das Gewissen.

Die Mutter. Rosa, hörst du nicht oft eine Stimme in deinem Innern? Sie befiehlt dir, das Gute zu tun, nicht wahr?

Rosa. O, ich höre diese Stimme oft.

Die Mutter. Wie ist es dir, wenn du ihr gehorcht hast?

Rosa. Es ist mir wohl. Ich bin alsbald belohnt für meinen Gehorsam und bin ganz zufrieden mit mir selber.

Die Mutter. Diese innere Stimme, Rosa, ist das Gewissen. Es ist der höchste Richter.

Rosa. Seinen Befehlen widerstehen, geht nicht an; ich habe es erfahren.

Die Mutter. Ist es dir wohl, wenn du ungehorsam gewesen bist?

Rosa. Weit davon entfernt. Ich schämte mich meiner Aufführung wegen. Ich hätte mich vor mir selbst verbergen mögen und durfte euch nicht ansehen.

Die Mutter. Hat dir das Gewissen nicht Vorwürfe gemacht?

Rosa. Bittere Vorwürfe, und hat Drohungen hinzugefügt. Ich fühlte mich strafwürdig.

Die Mutter. Die Vorwürfe, welche das Gewissen uns macht, heissen Gewissensbisse.

Rosa. O, diese Vorwürfe, sie verwunden unser Herz. Sie tun uns weh!

Die Mutter. Sie quälen uns so, damit wir uns wieder zum Guten wenden. Das Gewissen, Rosa, ist die Stimme Gottes; er hat sie uns ins Herz gegeben, dass sie uns durch das Leben führe.

Rosa. Wir widerstehen also Gott, wenn wir dem Gewissen nicht gehorchen wollen.

Die Mutter. Fürchtest du dich nicht vor Gott, wenn du einen Fehler begangen?

Rosa. Ich fühle, dass ich seiner Güte unwürdig bin, und darf nicht mehr zu ihm beten, bis ich mich gebessert. Ich will ihm nicht mehr ungehorsam sein.

Die Mutter. Es ist uns nur dann wohl, wenn wir der Stimme unseres himmlischen Vaters gehorchen. Er weiss besser als wir, was uns zum Guten dient.

Den Unterricht im *Rechnen* betonte Girard nicht wie Pestalozzi, welcher darin das Hauptbildungsmittel sehen wollte. Girard fürchtete, viel Rechnen könnte dem Gemüte schaden, und das Berechnen könnte auf Kosten der Frömmigkeit und Sittlichkeit sich allzu sehr des Menschen bemächtigen. Im Jahr 1809 inspizierte Girard im Auftrag der schweizerischen Tagsatzung Pestalozzis Institut in Iferten. In seinem schönen Bericht über Pestalozzis Leistungen weist er in klaren und beherzigenswerten Worten auf die Gefahren hin, welche der Rechnungsunterricht, wenn er überschätzt wird, herbeiführen kann. Zwar bildet das Rechnen die Aufmerksamkeit der Kinder in hohem Grade und leitet sie zum konsequenten Denken; aber die Mathematik beschäftigt sich nur mit dem, was man messen und

zählen kann, also nur mit der Körperwelt. Die Mathematik vermag sich nicht über das Sinnliche hinaus zu erheben. So müssen die, welche alles berechnen wollen, notwendigerweise in den Materialismus verfallen; denn Gefühle und Pflichten, Glauben und Liebe sind ganz ausser dem Gebiet der Mathematik. Daher ist die Ansicht, das Rechnen sei ein allgemeines Bildungsmittel, eine falsche und unheilbringende. Hingegen anerkennt Girard die Bedeutung des Rechnens für die Volksschule, indem er darauf hinweist, dass diejenigen Menschen, welche ihre zeitlichen Bedürfnisse zu besorgen verstehen, sich leichter zu einem ordentlichen und arbeitsamen Leben hinneigen. Aber hiermit zieht er dem Rechnungsunterricht seine richtige Grenze: Er will den Schüler nur so weit bringen, dass derselbe die gewöhnlichen bürgerlichen Rechnungsarten mit Bewusstsein, Sicherheit und Fertigkeit lösen kann.

Wenn Girard dem Rechnen in der Volksschule gewisse Schranken gibt, so sind hingegen Geschichte, Geographie und Naturkunde Fächer, die seinen Grundsätzen vollkommen entsprechen. Er wusste, was die Geschichte für einen Wert hat für die Gemütsbildung; aber auch die Geographie diente ihm in dieser Beziehung. „Die Vorstellung von Gott kann nicht grösser sein im Geiste der Kinder, als die Vorstellung vom Schöpfungswerk. Was ist die Erde für das Kind, als der kleine Raum um seine Wiege herum, den es mit dem Auge ermessen kann? Wenn sein Vater es einige Stunden Wegs mit sich nimmt, so verwundert es sich und ruft: O, wie gross ist doch die Welt! Von diesem Augenblicke an wächst in seiner Seele die Vorstellung vom Schöpfer. Aber diese Vorstellung wird erst was sie sein soll, wenn die Erdbeschreibung ihm die Länder östlich und westlich, im Norden und Süden gezeigt hat, und damit geschlossen, ihm den ungeheuren Ball vor die Augen des Geistes zu führen, wovon ein blosser Punkt zu unserer Wohnung hinreicht.“ Girard beschwerte das Gedächtnis der Schüler nicht mit Zahlen und politischen Einteilungen, sondern zeigte ihnen, mit welcher Weisheit Gott die Erde zum Wohl seiner Geschöpfe eingerichtet. Er zeigte ihnen, wie Gott unter den brennenden Sonnenstrahlen der heissen Zone wie im hohen Norden und den gemässigten Himmelsstrichen für seine unzähligen Kinder sorgt. Durch diese religiöse Geographie wurde das Gemüt der Kinder jedenfalls besser mit Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe zum himmlischen Vater durchdrungen als durch Auswendiglernen des Katechismus. Girard vergass auch nicht, in der Geographiestunde zu zeigen, was für ein Unterschied ist zwischen

gesitteten und wilden Völkern und was das Christentum auf die Nationen für eine wohltätige Wirkung ausübt. Ebenso grosses Gewicht legte er darauf, dass man die Kinder frühe zur Betrachtung der Natur führe; er wollte die Kinder empfänglich machen für die Freuden, welche die Betrachtung der Natur den Menschen erschliesst, indem er ihren Sinn weckte für die Schönheiten der Schöpfung und auf ihre unermesslichen Reichtümer hinwies. Geschichte, Geographie und Naturkunde verband Girard mit dem Leseunterricht, doch ging er in den untern Klassen ebenfalls von der Sache aus. Hingegen Schreiben und Zeichnen beruhten auf blosser Nachahmung. In den Schreibstunden wurden meist Sittensprüche abgeschrieben. Der Gesang bestand im Auswendigsingen einiger Lieder. Im Kranz der Unterrichtsfächer der heutigen Volksschule fehlte also in Girards Schule keines. Vielleicht das Turnen? Auch dieses nicht ganz. Oft machte Girard mit seinen Schülern Spaziergänge; bei dieser Gelegenheit opferte der edle Mann seine ganze Jahresbesoldung, welche in einer Berndublone (16 alten Fr.) bestand.

Was Girards Methode betrifft, so war sie vorzüglich geeignet, im Schüler die Selbsttätigkeit anzuregen. „Die Natur macht keine Sprünge," sagte Amos Comenius; diesen Ausspruch merkte sich Girard. Auch in Iferten hatte er gesehen, dass das langsame, stufenmässige Vorwärtsschreiten ein Hauptvorzug von Pestalozzis Methode war. Man muss die Schwierigkeiten zerlegen (décomposer), um eine nach der andern zu überwinden, war der Grundsatz Girards. Er hütete sich wohl, auf einmal grosse Anforderungen an die Kinder zu stellen; um so freudiger strebten sie vorwärts. Der Mensch ist von Natur strebsam und nur der Lehrer, welcher dieses Streben zu wecken und zu leiten weiss, versteht seine Aufgabe. Die Schulstube wird für ihn und die meisten Schüler ein lieber Aufenthalt, ein Ort freudigen Schaffens. Aus jedem Unterrichtsfache benutzte Girard zuerst nur das Allereinfachste, Interessanteste; er griff jedes Fach gleichsam im Zentrum an. Was in der Elementarklasse so behandelt worden, arbeitete er mit der 2. Klasse auch wieder durch, aber umfassender und gründlicher. Der gleiche Gegenstand ward auf den folgenden Unterrichtsstufen zum dritten- und oft zum viertenmal behandelt, jedesmal wurde so fortgeschritten, jedesmal der Kreis der Besprechung erweitert.

Hat Pestalozzi die vor- und nachsprechende Lehrform eingeführt, so ist es Girards Verdienst, die fragende Lehrform für die Schule gewonnen zu haben. Diese Lehrform ist seither oft missbraucht

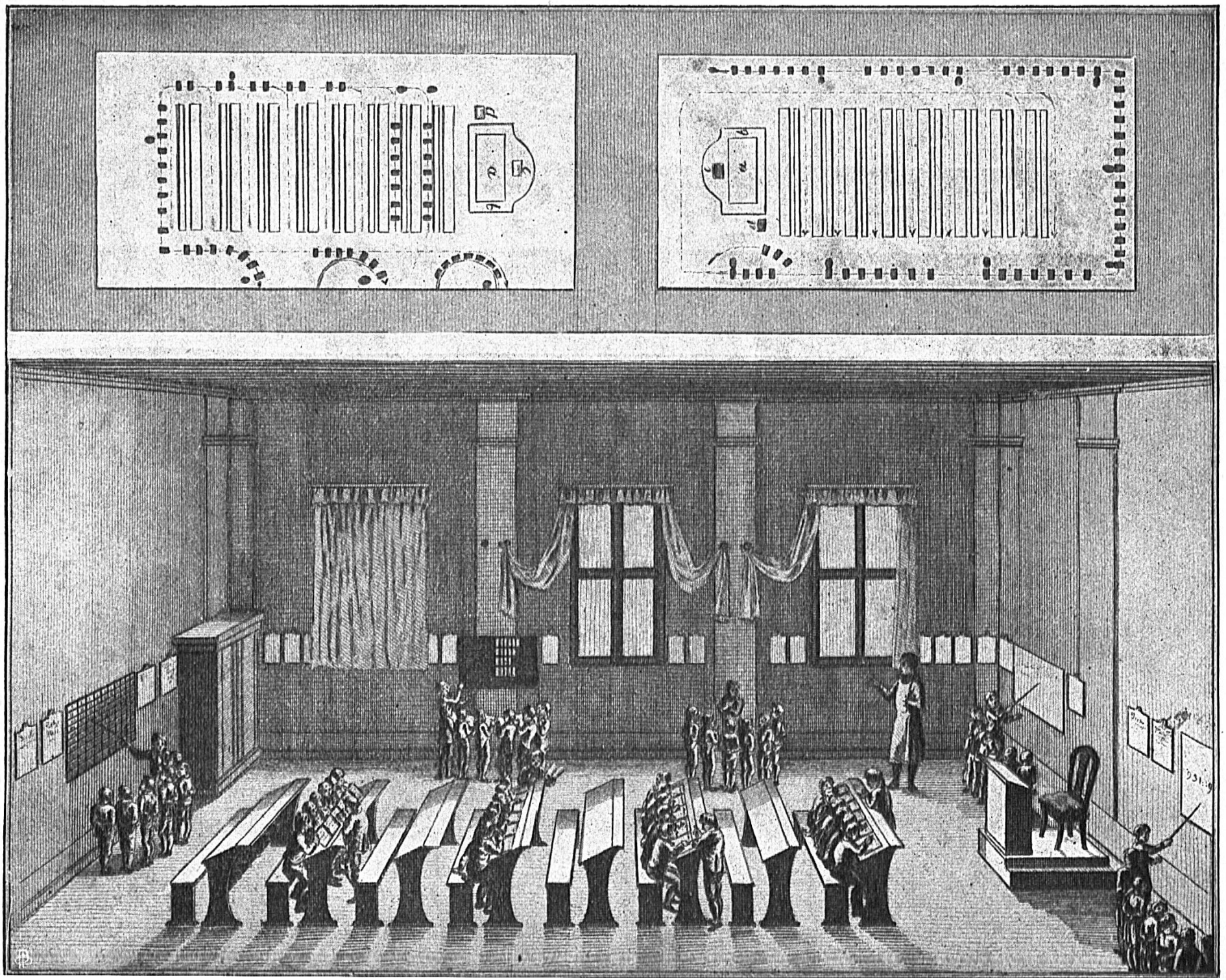
worden, indem man Sachen herauskatechisieren wollte, von denen das Kind noch keine Ahnung hat. So wird diese Lehrform trocken und ermüdet Lehrer und Schüler. Aber Girard war ein Meister in der Handhabung derselben. Er wusste eine solche Lebendigkeit und Klarheit in seinen Unterricht zu bringen, dass die Schüler die grösste Freude empfanden. Die Katechisation bewegte sich ganz im Erfahrungskreise des Schülers; der Lehrer stieg hinunter in die Gedanken- und Vorstellungswelt der Kinder und öffnete sich so die Tore zu ihren Herzen; durch die Besprechung gewannen ihre Gedanken an Klarheit und Bestimmtheit. Das klare und bestimmte Denken schätzte Girard mehr als Kenntnisse; darum repetierte er viel. Nur durch öfteres Wiederholen gelangen die Kinder zu einer klaren Auffassung, werden des Gegenstandes Meister. Das ergreift den Bildungstrieb und weckt in den Kindern die Arbeitsfreude! Was nur zwei- bis dreimal vorgeführt wird, erscheint dem Kinde im Halbdunkel; das Kind wird schläfrig und der Lehrer wird umsonst alle möglichen Mittel versuchen, um es zu wecken. Darum sagte Girard: „Die Wiederholung ist die Seele der Schule.“

Im Jahr 1816 führte Girard den gegenseitigen Unterricht in seiner Schule ein; er sah darin das vorzüglichste Mittel, den Unterricht der Kraft jedes einzelnen Schülers anzupassen. Aber Girard führte diesen Unterricht anders durch, als es in unsern gemischten Schulen möglich ist. Jede seiner vier Klassen hatte einen Lehrer und ein Schulzimmer. Was der Lehrer vorgeführt, wurde alsbald durch die Monitoren eingeübt und dann schriftlich dargestellt. Auf der einen Seite des Schulzimmers waren die Tische; hier war die Hälfte der Klasse mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. Auf der andern Seite des Zimmers stellte sich die andere Hälfte der Klasse abteilungsweise auf zum gegenseitigen Unterricht. Jede der vier Klassen war in zahlreiche Abteilungen geteilt, immer die an Geisteskraft gleichstehenden Schüler bei einander. Der Monitor jeder Abteilung hatte ein Aufgabenheft, welches Girard ausgearbeitet und nach welchem die Lehrer den Unterricht erteilten. Die tüchtigsten Schüler einer untern Abteilung hatten immer Aussicht, in eine höhere Abteilung befördert zu werden. Die ganze Schule hatte oft bis 27 derartige Sukzessivklassen. Der Unterschied zwischen den einzelnen Klassen war also gering, und die Promotionen konnten in sehr kurzen Terminen stattfinden, was in den Schülern den Wetteifer weckte und eine wohltuende Abwechslung in die Schule brachte. Ausser diesem Vorteil betonte Girard noch die sittliche Bedeutung des gegen-

seitigen Unterrichts. Es wird dem Schüler Gelegenheit geboten, seine Eigenschaften als Gebieter auszubilden, mit Wohlwollen Genauigkeit zu verbinden.

Wenn Girard den gegenseitigen Unterricht so hoch schätzt, so muss man seine Verhältnisse und die damaligen Umstände in Betracht ziehen. Zu 400 Schülern hatte er nur 4 Lehrer. Diese Lehrer hatten sich an den Mechanismus der alten Schule gewöhnt, so dass ihr Unterricht kaum viel besser war, als der eines talentvollen Schülers, welcher unter Girards Führung herangewachsen. Übrigens versicherten mir Augenzeugen, die Sache sei vortrefflich gelaufen, aber, setzte man hinzu, es muss ein Girard sein, um diesen Unterricht zu leiten.

Da die Schüler im Guten miteinander wetteiferten, so hatte Girard mit der Disziplin wenig zu tun. Der Unruhe beugte er vor durch Kürze der Lektionen. Er erteilte alljährlich Preise für Fortschritt, Fleiss und gute Aufführung, also nicht für Kenntnisse, wie es heute meistens geschieht. Jeder Schüler, der nach seinen Kräften gearbeitet, erhielt einen Preis, der schwächste wie der begabteste. Je mehr gute Schüler waren, je mehr Preise wurden ausgeteilt. Körperliche Strafen vermied Girard gänzlich; unordentliche Schüler wies er aus der Schule. Aber fast alle gewann er durch seine Liebe. Sie warteten ihm alltäglich vor der Türe des Franziskanerklosters und begleiteten ihn zur Schule. Spielte eine Schar Kinder und sie sahen Girard kommen, so vergassen sie augenblicklich ihr Spiel und liefen alle freudig ihm entgegen. Eines griff nach dem Stock Girards, ein anderes nach dem Brevier, einem dritten musste er den Hut geben, einige fassten ihn beim Rock, ja sie ergriffen die Zipfel des Seiles, welches er um seinen Leib geschlungen, und zogen ihren Lehrer im Triumph durch die Strassen. Girard hat sich ohne Zweifel an diesen Huldigungen, welche ihm die Unschuld brachte, herzlich gefreut. Waren sie sonderbar, so lag doch mehr Wahrheit darin, als oft, wenn die Erwachsenen einander Komplimente und Bücklinge machen. Auch die Eltern wurden nach und nach für die Schule gewonnen, und das Verlangen nach Unterricht durchdrang alle Volksklassen. Die vornehmsten Familien Freiburgs wussten nichts besseres für ihre Kinder, als sie in Girards Schule zu schicken. So wie sie von Jahr zu Jahr mehr leistete, nahm auch die Zahl der Schüler zu. Mit vierzig Schülern hatte Girard angefangen und im Jahr 1820 hatte er gegen vierhundert. Mit gleichem Erfolg leitete Girard die Mädchenschule und die deutsche Knabenschule. Der Ruf



Erklärung des Bildes.

Knabenschule von *acht* Klassen. Die erste oder jüngste derselben nimmt die vorderste Bank ein, nahe beim Sitze des Lehrers; die dritte, fünfte und siebente befindet sich ebenfalls an den Tischen; die andern vier sind an die Halbkreise gezogen; hinten im Zimmer ist die zweite, an der längeren Wand die vierte und die sechste, zu beiden Seiten des Lehrerpultes steht die achte in zwei Kreise geteilt. Es wechseln also die Klassen mit geraden Nummern (2, 4, 6, 8) mit denen der ungeraden (1, 3, 5, 7), weil dadurch mehr Platz für die Lehrschüler bei den Tischen entsteht.

An den Tischen wird *auswendig geschrieben,* an den Kreisen *gerechnet.* Die erste Klasse schreibt einzelne Buchstaben und ganz kleine Silben; die dritte leichtere Wörter, die fünfte schwerere Wörter, die siebente eine orthographische Übung. Ein Monitor ist mit Korrigieren beschäftigt, indem die Knaben ihm die Tafeln entgegenkehren. An den Kreisen übt sich die zweite an der Einheitstafel; die vierte mit den beweglichen Ziffern, sie schreibt die Art, wie das aufgestellte Exempel berechnet wird, in Worten auf die Tafeln, um sie sich sicherer einzuprägen, die sechste treibt Kopfrechnungen, die achte Exempel in benannten Zahlen. Um dem Monitor der sechsten Klasse über etwas eine Erläuterung zu geben, hat der Lehrer die achte Klasse, mit der er lehrte, soeben unter zwei Schüler aus der Klasse selbst geteilt, und diese fahren unterdessen fort. Die Monitoren-Tischchen in den Kreisen hat man weggelassen, und um deutlicher zu sein, ein Zimmer dargestellt, in welchem noch viel übriger Platz ist, auch die Kreise so geordnet, dass sie alle gesehen werden können. — Die sechs Bänke und Tische unserer Schule stehen auf gleiche Art, wie diese acht. Die jüngste oder erste Klasse sitzt aber bei uns auf der hintersten Bank; die Wand, an welcher auf dem Bilde die vierte und sechste Klasse stehen, ist die rechte Seite des Zimmers; auf dieser Seite ziehen die Kinder aus den Bänken, auf der linken oder untern wieder hinein. — Die beiden kleinen Bilder zeigen dieses genau; in dem zur Linken sieht man die Kinder die Bänke verlassen; die von der achten Bank stehen schon am Kreise, die von der siebenten und sechsten ordnen sich, die von der fünften, vierten und dritten sind im Ziehen begriffen, die von der zweiten und ersten haben sich schon rechts gewendet und sind zum Ausrücken bereit. — Im zweiten Bild erblickt man die Kreise in Reihen aufgelöst und zum Einmarschieren fertig, der erste Kreis löst sich eben noch auf. Die Vierecke bezeichnen die Schüler, die Ovale die Monitoren oder Lehrschüler, *d* ist der Hauptmonitor, *c* der Lehrer, *b* der erhöhte Platz, *a* des Lehrers Pult. Diese Bilder sind aus Jos. Hamels Schrift über den gegenseitigen Unterricht in den Schulen zu London und Paris genommen und stellen eine Schule für 64 bis 70 Kinder vor.

der freiburgischen Erziehungsanstalten drang weit hinaus über die Grenzen des Vaterlandes. Aus allen Ländern Europas kamen Gelehrte und Schulmänner, um diese Musterschulen zu besuchen; denn allgemein wurden sie als die besten des Erdteils anerkannt. Als Pestalozzi einst Girards Schule einen Besuch machte, sagte er zu seinem Begleiter, einem Freiburger: Euer Girard ist ein ausgezeichneter Mann; Kot verwandelt er in lauter Gold! Auch zwei Berner Pädagogen — ein Pfarrer und ein Schulmeister — wanderten eines Tages nach Freiburg, um die neue, Wunder wirkende Methode kennen zu lernen. Beim Anblick des frohen Geisteslebens und der freudestrahlenden Kindergesichter wurden sie so begeistert, dass sie alsbald nach ihrer Heimkehr die Schulbänke mitten entzwei sägten, um die Schulstube für den gegenseitigen Unterricht einzurichten.

Sogar der Bischof wurde für die Volksbildung gewonnen, so dass er im ganzen Kanton die Einführung des gegenseitigen Unterrichts empfahl. (Schluss folgt).

Literatur.

Die Kriegstaten der Schweizer, dem Volke erzählt von alt Bundesrat Oberst **Emil Frey.** — Nationales Prachtwerk mit 300 dokumentarischen Reproduktionen und 150 Originalzeichnungen von Evert van Muyden. 15 monatliche Lieferungen zum Subskriptionspreis von Fr. 1. 25; für Nicht-Subskribenten Fr. 2. —. Verlag: F. Zahn, Neuenburg.

Ohne Zweifel sind wir Schweizer eine geschichtsfreundliche Nation. Das hat seinen guten Grund. Denn nicht die Natur des Landes allein, wie manche meinen, noch weniger ein Blutband verbindet uns. Die *Geschichte* ist's, die uns zusammengefügt zum Bunde, die von jenseits des Jura und der Alpen mit denen in der Mitte zwischen beiden Gebirgszügen. Darum haben wir historischen Sinn als Angebinde und Erbe überkommen, und so wir ihn verlieren, so geht die Eidgenossenschaft ihrer Auflösung entgegen. Wir sind nicht auf Befehl und Zwang „angeborner“ Herren hin „ein einzig Volk von Brüdern“ geworden, sondern durch viel Kampf und eigene Kraft der Ahnen. Darum gehört die Liebe zur Geschichte und die Freude an dem Werdegange unseres Staatswesens zum echten Schweizertum, wie die Dankbarkeit zu den Kindespflichten. Nichts ist wichtiger für unsern Bund und seinen Bestand, als dass der Schweizer die Geschichte kenne, aus der jener erwuchs. Und